

# NAMMA ODER NIEANA\*

VON H. W. VALERIAN

Wir waren soeben zusammen in eine Wohnung gezogen, vor langer, langer Zeit, und saßen mit einer gemeinsamen Freundin im Wohnzimmer. Ich kannte sie vom Studium, Laura hingegen schon länger, aus Schulzeiten in Innsbruck. Plötzlich klingelte das Telefon. Laura ging hinaus, hob ab, und begann zu reden. Unsere Freundin wurde still und stiller.

„Was redet die für Sprache?“, fragte sie mich schließlich.

Laura sprach Lechtalerisch – offenbar war ein Mitglied ihrer Familie am Apparat.

Sie hatte die bemerkenswerte Gabe, sich hier in Innsbruck einer gehobenen Umgangssprache zu bedienen, die weder ihre Herkunft verriet, noch in irgend einer Weise gekünstelt oder affektiert klang. Mit einem entsprechenden Gesprächspartner wechselte sie jedoch sofort, unwillkürlich und wiederum völlig natürlich ins Lechtalerische.

Manchmal, in der Hitze des Gefechts, entschlüpfen ihr auch mir gegenüber lechtalerische Brocken.

„Bie still“, fuhr sie mich dann zum Beispiel an, oder: „Blås mår am Buggl.“

Erstere Aufforderung erinnerte mich ans Englische *to be*, und zunächst war ich versucht, an eine im Lechtalerischen konservierte Verwandtschaft zu jener Sprache zu denken. Leider konnte die schöne These nicht stimmen, weil die Form, sofern ich mich recht an einst Gelerntes erinnerte, über das Nordische (Skandinavische) ins Englische gelangte. Trotzdem ist die Sache interessant. Ich nehme an, die lechtalerische Variante wurde analog zu *ich bin*,

\* /'ni:ənə/

*du bist* gebildet – eigentlich logisch, praktisch und somit durch und durch lechtalerisch.

Ortsunkundige glauben, das gesamte Lechtal spreche als Teil des Außerferns den dort geläufigen Ableger des Alemannischen, im Volksmund *achig'hacket* genannt, mit gedehntem offenen Anfangs-*a*. Dem ist aber nicht so. Der mittlere Teil des Lechtals ungefähr ab Weißenbach bis nach Steeg wurde nämlich vom Oberinntal her besiedelt, „übers Joch“, wie die Lechtaler sagen. Weswegen „die Jocher“ heute noch Almrechte nördlich des Kamms der Lechtaler Alpen besitzen. Früher wurde das Vieh über eben diese Jöcher getrieben, heute bewegen sich zweimal im Jahr lange Kolonnen von Lastwagen und Traktoren samt Anhängern durchs Lechtal und in die Seitentäler, zum Beispiel nach Madau. Um dorthin zu gelangen, biegen sie in einem Ort mit dem praktischen Namen Bach von der Bundesstraße ab. Bach am gleichnamigen Gewässer, pflege ich zu sagen.

Im Oberinntal werden bekanntlich lokale Färbungen der bairisch-österreichischen Mundartgruppe gesprochen, und dasselbe trifft folglich aufs mittlere Lechtal zu. Bloß sind dort diese Variationen dank der abgeschiedenen Lage noch einmal eigene Wege gegangen. Daraus entstand eben jenes Lechtalerisch, welches Laura bei Gelegenheit spricht und welches unsere Freundin so in Erstaunen versetzte.

Es ist unmöglich, diese Sprache mit den Mitteln der Schrift wiederzugeben. Das liegt nicht nur an den Problemen der Transkription. Vielmehr geht's auch um den Duktus, also um Phänomene wie Sprachmelodie, Tempo, Intonation und so weiter. Um das zu erleben, wird man sich wohl ins Lechtal begeben müssen. Wir können uns hier nur behelfen, indem wir auf ausgewählte Beispiele zurückgreifen.

Um gleich mit der Aussprache anzufangen: Als ich in Lauras Familie aufgenommen wurde und ihre Gespräche um den Küchentisch mitverfolgte, da stutzte ich immer wieder, wenn von einem *Bogart* die Rede war, genau so ausgesprochen wie Humphrey Bogart. Noch eine Verbindung zum Englischen? Allem Anschein nach handelte es sich um eine Flurbezeichnung, aber es dauerte sehr, sehr lange, bis ich begriff, was wirklich gemeint war: eine Alm namens Baumgart.

An dieser Stelle muss vielleicht eingefügt werden, dass es sich bei diesen Gesprächen keineswegs um einsilbige Wortwechsel mit langen Pausen

handelte, wie das von Literatur und Film damals geschildert wurde. Man erinnert sich: Franz Xaver Kroetz, die Literatur der Sprachlosigkeit. Lauras Familie versammelte sich, wie sich das für jede ordentliche Familie gehört, mittags und abends zum Essen, und dabei wurden Neuigkeiten ausgetauscht, das Arbeitspensum besprochen, Leute ausgerichtet – und es wurde gelacht. Von Sprachlosigkeit keine Rede, ganz im Gegenteil! Die erstaunliche Eloquenz erreichte am Sonntag Vormittag ihren Höhepunkt, wenn *Tatti* nach der Kirche den Franz mitbrachte. Der betrieb eine ärztliche Praxis in Innsbruck, kam aber praktisch jedes Wochenende heraus in das alte Bauernhaus, welches er geerbt hatte.

Auch dies – nebenbei vermerkt – eine Eigenart der Lechtaler: Es zieht sie mit unwiderstehlicher Kraft zurück nach Hause. Von den Osttirolern hat man einst gesagt, sie seien wie Sektpfropfen: Einmal heraußen, gehen sie nie wieder hinein. Bei den Lechtalern ist's genau umgekehrt, nicht bloß weil die Richtungen aus ihrer Sicht anders verlaufen: Wenn sie schon *inni* müssen, zum Beispiel nach Innsbruck, trauriges Schicksal! – dann wollen sie möglichst schnell wieder *außa*. Die Welt jenseits Fernpass oder Hahntennjoch erscheint ihnen voller Gefahren, unwirtlich, feindlich beinahe. Die Einwohner dort draußen legen exotische Verhaltensweisen an den Tag, die mit ungläubigem Kopfschütteln beobachtet werden:

*Staudennarrsch!*

Wenn ein Lechtaler einmal über'n Fernpass muss, so hat man den Eindruck, er rüste sich für eine Expedition, setze gleichsam den Tropenhelm auf. „Das Gummibandtal“, pflege ich zu sagen, um die magische Kraft zu beschreiben, welche den Lechtaler und die Lechtalerin unwiderstehlich nach Hause zurück zieht. Und manche jungen Menschen, die zu Bildung und Ausbildung nach Innsbruck gehen, scheinen mir nach dem Motto zu verfahren: „Bei der Haustür außi, bei der Stadlstür wieder inni“. Es gibt sogar einen indigenen Ausdruck für solches Verhalten: *a Hoamkuah*, sagt Laura lapidar.

Zurück zum Sonntag Vormittag, zu *Tatti* und seinem Kumpan. Ihr Zeitvertreib bestand darin, zu diskutieren. Da kam alles mögliche zur Sprache, vor allem aber Politik. Und die Diskussion wurde mit steigender Lautstärke geführt, und mit steigender Sprechgeschwindigkeit. Tatsächlich, sie ereiferten sich, fingen fast an zu schreien, es mochte scheinen, sie stritten sich. Aber

nein! Irgendwann kam der Punkt, an dem sich die Diskussion erschöpfte. Bis zum Mittagessen blieb aber noch Zeit. Was tun? Tatti, der bisher – sagen wir – die ÖVP heftig attackiert hatte, begann selbige jetzt zu verteidigen, worauf der andere plötzlich weiß-Gott-was auszusetzen hatte. Und so fing das aufgeregte Geschrei von vorne an. Im Sommer fand es auf der Bank vor dem Haus statt, im Winter in der Küche. Mama schloss ungeachtet des Dampfes vom Kochen besorgt die Fenster, weil sie sich genierte.

Sprachlosigkeit?

Ein Scherz.

Wenn Lechtaler und Lechtalerinnen untereinander sprachen, dann war es wirklich schwer, ihnen zu folgen – genau genommen, verstand ich praktisch gar nichts. Das lag nicht bloß an Sprechgeschwindigkeit, an Aussprache oder am Vokabular, sondern auch an einer Eigenart, die freilich nicht aufs Lechtal beschränkt sein dürfte: Personen haben hier drei Namen, nämlich Vor-, Familien- und Hausnamen. Die werden bunt durcheinander gewürfelt verwendet, ohne erkennbares System. Tattis Diskussionspartner konnte demgemäß der Franz sein, oder der Wolf, oder *das Egger-Mandl*. Da soll sich einer auskennen!

Wir nähern uns einer zweiten Eigenschaft, welche das Lechtalerisch auszeichnet, nämlich seine Wörter – das Lexikon, wie man hochgestochen sagen könnte. Laura beklagt stets, wie viele spezielle Wörter aus ihrer Jugend ausgestorben seien. Es bleiben trotzdem etliche über, die mich beeindruckt haben. Wiederum müssen wir uns mit einzelnen Beispielen begnügen.

Auf den *Mabntig*, den Montag, folgt für den Lechtaler der *Åftermabntig*. Wenn heute *Freitig* ist, was war dann *nacht*? Da war *Doorstig* und *vuarnacht* war *Miktig*. *Feart* meint das vergangene Jahr, *vuarfeart* dementsprechend das Jahr davor.

Dass das Zimmer mit dem Kachelofen im Erdgeschoß Stube heißt, ist nicht außergewöhnlich. Das Zimmer auf der gegenüberliegenden Seite des Flurs ist die *Nebastuba*. Der Raum hinter der Stube ist das *Gåder*. Im Obergeschoß haben wir demzufolge und strikt logisch: *Obastuba*, *Obagåder* und – mein absoluter Favorit – *Obanebastuba*.

In der Stube steht, wie schon gesagt, der Kachelofen – ein mächtiges Gebilde mit waagrechter, gefliester Oberfläche, damit man drauf hocken und sich nach frierend kalter Winterarbeit aufwärmen kann. Aber dazu muss er

natürlich *ingakenta werda*. Und wenn man da oben sitzt oder gar liegt, dann kann es schon sein, dass man *taatet*, also einschläft. Zumindest wird man kurz einnicken:

*I bin ingnäppa.*

Was die Küche betrifft, so schwärmt Laura heute noch vom *Äpfelg'stöpf* ihrer Mutter (Apfelschmarren), sowie von ihrem *Tirggaterpl*.

(„Beim Türkenterpel wird aus dem sog. Türkenmehl mit siedendem Wasser ein Brei bereitet, der in einer Pfanne mit Schmalz aufgerührt wird, bis er spröde wird und sich in kleine Kugeln zertheilt“, heißt es in einer wissenschaftlichen Arbeit aus dem 19. Jahrhundert.)

In der Gegenwart spielt für die männliche Jugend des Tals indes das Auto eine zentrale Rolle. Und dementsprechend wird gefahren.

„Pass auf“, sagt Laura, wenn wir in Reutte abbiegen. „Jetzt fangt wieder der Lechtalring an.“

Einmal kamen wir während eines abendlichen Rundgangs durch das bereits erwähnte Dorf am gleichnamigen Gewässer zu einem Unfall: An einer unübersichtlichen Ecke waren ein deutscher Gast und ein junger Einheimischer zusammengekracht.

„Kommt da um die Ecke wie die Feuerwehr“, empörte sich der Deutsche.

Was dem Einheimischen freilich nur ein nachsichtiges Lächeln entlockte:

„Der woäß it, wia bei ins die Feierwehr fährt.“

In diesem Falle gab's übrigens bloß ein bisschen Blechschaden, nicht der Rede wert für einen Lechtaler. Solche Schäden wurden am Wochenende in irgend jemandes Werkstätte in freundschaftlicher Gemeinschaftsarbeit repariert. Nein – sie wurden *geflickt*. Lauras Bruder verbrachte auf diese Art lange Sams- und Sonntage.

Ein richtiger Unfall hatte sich also nicht ereignet. Ein solcher wird anders beschrieben, besonders wenn der Fahrer aufgrund überhöhter Geschwindigkeit über den Straßenrand hinaus geraten ist:

„Er hat's Auto *verkegelt*“, heißt es dann.

Laura zeichnet sich ebenso wie ihre gesamte Familie unter anderem durch heftige, periodisch wiederkehrende Anfälle von Suchen aus. Sie haben einfach ein Talent, Dinge zu verlegen. Einmal suchte Lauras Bruder knapp vor Antritt einer Reise – aber schon wirklich knapp – seinen Pass, unter hektischen

scher Beteiligung der gesamten Familie. Nur Tatti blieb vergleichsweise ruhig.

„Es Haus verliert nix“, sagte er.

Wenn etwas gesucht wird, dann begleiten diese Tätigkeit verzweifelte Ausrufe wie, „Irgendwo muss es doch sein!“ Auf Lechtalerisch klingt das natürlich anders: „*Namma* muaß es doch sein!“ Es kann aber passieren, dass es zunächst einmal nirgends ist: *Nieana*. Weshalb ich solch hektische Aktivitäten kurz und bündig zu kommentieren pflege: *Namma oder nieana*.

Wozu freilich zu sagen wäre, dass der gesuchte Gegenstand in den allermeisten Fällen irgendwann doch auftaucht. Das Haus verliert wirklich nichts.

Ein paar Mal genoss ich die Ehre, mit meinem Schwager ins Holz zu gehen – haarsträubende Unternehmungen an den unglaublich steilen Hängen des Tales. Unsere Zusammenarbeit erschwerten allerdings seine zwar professionellen, für mich jedoch eher kryptischen Anweisungen:

„Ziach!“

„Wo?“

„*Da dert*.“

Für ihn war klar, was er meinte, für die Freunde, die ihm ansonsten beistanden, wär's das auch gewesen, aber für mich?

Vielleicht ist dies die richtige Stelle, um etwas über die Fortbewegungsart der Lechtaler zu sagen. Ein Lechtaler geht nämlich nicht. Ein Lechtaler *springt*.

„Wer springt'n da ums Fald?“, hörte ich einmal das Ahle fragen. „Unverschamter Kog!“

Ein *Kog* ist so was wie ein Kerl. Und wenn's noch schlimmer kommt, dann ist er *nuichtselig*, also nichtsnutzig.

„A verdruckts Jaufeles.“

*Verdruckt* ist so viel wie *schweigsam*, nicht unbedingt als Lob gedacht. Jaufeles ist ein Hausname. Doch drückt die Aussage noch etwas aus, das tief in der lechtalerischen Weltsicht wurzelt: Wenn jemand ein Jaufeles ist, dann ist er oder sie *verdruckt* – das liegt in der Familie, in der Abstammung. Ein unentrinnbares Schicksal. Und die Lechtaler wären nicht, was sie sind, wenn sie für diesen Sachverhalt nicht einen kurzen, treffenden Ausdruck geprägt hätten:

*Des artelet.*

Doch gelangen wir mit dem Zeitwort *springen* zu einer weiteren Eigenheit der lechtalerischen Sprache. Es hilft nichts, aber wir haben uns mit Grammatik im engeren Sinne zu beschäftigen, genauer: mit Verbformen. Den meisten dürfte bekannt sein, dass wir als Sprecher der bairisch-österreichischen Mundartgruppe praktisch nie das Präteritum verwenden. Die Erzählzeit, welche sich auf die Vergangenheit bezieht, ist das Perfekt. Das wird mit den Hilfszeitwörtern *sein* oder *haben* plus Zweitem Partizip gebildet.

Dieses Zweite Partizip tritt wiederum in zwei Formen auf, der starken und der schwachen.

Stark: springen – sprang – gesprungen.

Schwach: kaufen – kaufte – gekauft.

Die Lechtaler sind irgendwann in grauer Vorzeit offenbar zur Überzeugung gekommen, das sei unnötig kompliziert.

*Staudennarrsch!*

Und gar so unrecht hatten sie nicht, wie man ihnen zugestehen muss. Aber wie auch immer – sie beschlossen, sich fortan mit einer einzigen Partizipform zu begnügen, und zwar mit der schwachen. Das bedeutet, dass jedes Zeitwort das Zweite Partizip mit der Endung *-t* bildet, unabhängig davon, ob es eine Änderung des Stammlautes aufweist (*sprang*) oder nicht. Also berichtet der Lechtaler oder die Lechtalerin:

*Mir sein ums Fald g'sprungt.*

Ebenso würde er oder sie sagen:

*Dank scea, i hân scho 'gest (gegessen). Oder: Wia hâsch'n g'schlâft?*

Und dementsprechend würden sie auf die einschlägige Frage antworten:

*Na, mir sein mit'm Bus g'fährt.*

Und so weiter. Ausnahmen wird's sicher geben, wie in jeder Sprache, sie dürften aber recht selten sein. Mir fällt momentan nur eine ein: *Was hâsch'n nacht getoh? (getan)*

Aber dann bin ich eben schon länger nicht mehr *im Lechtl g'west.*

Vielleicht erweise ich sowohl dem Lechtalerischen als auch seinen Sprechern die gebührende Ehre, wenn ich zwei Anekdoten wiedergebe, die mir von eben solchen, nämlich von Lechtalern erzählt wurden. In der ersten fahren zwei Bauern zwecks diverser Besorgungen nach Reutte. Nach erfolgreichem Abschluss ihrer Unternehmungen beschließen sie, sich etwas Gutes

zu tun und in einem Gasthaus zu speisen. Beide entscheiden sich für eine Forelle. Die Fische werden denn auch auf einem silbern glänzenden Tablett serviert, aber leider – sie sind nicht gleich groß.

Jetzt geht natürlich ein Eiertanz los: Nimm du! – Na, du z'erscht. Na na, du! Und so weiter, bis es dem einen zu blöd wird. Er nimmt sich die größere Forelle.

„So eppas Unverschamts“, mault der andere.

„Was hattesch denn du getoh?“

„I hatt die kloanere g'nommt.“

„De hâsch ja!“

In der zweiten Geschichte will ein Bauer am Sonntag Nachmittag einen anderen besuchen. Doch dort ist kein Mensch zu sehen, das Haus scheint ausgestorben zu sein, die Haustür abgesperrt (äußerst ungewöhnlich), die *Fällen* geschlossen (die Fensterläden). Trotzdem klopft der Besucher, ruft, trommelt an der Tür. Das geht so lange, bis eine erboste Stimme aus dem Haus ertönt:

„Da isch niamand dahoam!“

„Ah“, gibt der Besucher zurück, „guat“, dass i it 'keint bin.“